

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Hedwig merkte es wohl, aber sie kümmerte sich nicht darum, ließ sich von Thomas Hauschild den Hof machen und war überhaupt sehr vergnügt. Die Stadtkapelle, acht Mann hoch, saß auf der Galerie und spielte die Donauwellen. Beim dritten Gang erhob sich der Oberförster und brachte den alten Damentoast aus. Er erzählte da von einem urakten Dummehäuptling, der bei der Einnahme einer Burg alle Männer umbringen und nur die Frauen leben ließ. Das wollte denn der Oberförster auch tun und hob das Glas. Es war ein Kalauer. Doch von Hochalke erwartete keiner etwas anderes.

Alle Männer erhoben sich zu Ehren der Damen, sogar Moritz Gassel, der noch immer sehr andächtig aß, nur Karl Zdurottschin blieb sitzen. Das nahm ihm keiner übel. Als sich aber die Wogen der Begeisterung gelegt hatten, stand Karl Zdurottschin auf, hob sein Glas und schrie zu August Anorred hinüber, den er nur dem Ansehen nach kannte: „Prost, Bräutlawe soll leben!“

Moritz Gassel unterstützte ihn, und die Stadtkapelle fiel ein. August Anorred trank Bescheid, obgleich er Karl Zdurottschin nicht sonderlich schätzte und er im stillen bedauerte, daß Moritz Gassel in diese Gesellschaft geraten war. Auch Hedwig dankte für die außergewöhnliche Aufmerksamkeit, indem sie Moritz Gassel freundlich zunickte und an ihrem Glase nippte. Besonders herzlich aber benahm sich Frau Anorred, die mehrmals schnell hintereinander das Glas hob und dazwischen einen kleinen Schluck trank. Thomas Hauschild dagegen machte ein wütendes Gesicht und trommelte nervös auf dem Tischtuch.

Nun öffnete sich die kleine Bühne im Hintergrund, und der vierte Gang wurde serviert. Die Vorträge begannen. Ein langer, ungeschlichter Mann mit groben, weißbehaarschten Händen und niedriger Stirn trat hinter die Rampe und solobechtete den Anwesenden irgend einen tiefen Liebeskummer im Bariton. Der Beifall war überwältigend. Die Naiven klatschten aus Begeisterung und die Verständigen aus Spottlust. Der Künstler nahm das für Ernst und streute noch zweimal das Gold seiner Kehle umher. Jetzt hüllten sich die Verständigen in eisiges Stillschweigen, und der Sänger mit dem Blechorgan trat ab.

„Wer war das?“ fragte Moritz Gassel empört über diesen zweifelhaften Genuß.

„Der Gesangsvereinschuster!“ gab Karl Zdurottschin trocken zurück. „Das musikalische Genie von Zdurottschin. Belästigt er mich noch einmal, schicke ich ihn zur Strafe aufs Konservatorium. Ich kann mir's ja leisten!“

Inzwischen hatte sich Thomas Hauschild von seinem Aerger erholt und begann mit Hedwig ein lebhaftes Gespräch über die Toiletten der anwesenden Damen. Hedwig hatte ein scharfes Auge dafür, und die Unterhaltung wurde immer angelegentlicher. Besonders von ferne sah es aus, als hätten die beiden ein Geheimnis miteinander. Karl Zdurottschin, der kein Auge von Hedwig ließ, stieg der Grimm in die Kehle.

„Wer ist der Schubial, der neben ihr sitzt?“ zischte er Moritz Gassel ins Ohr, wobei er ihn heftig in den Arm kniff.

„Thomas Hauschild heißt er, der Wirtschaftsgehilfe.“ „Haben die beiden was miteinander?“ knurrte Karl Zdurottschin böse.

Moritz Gassel steckte das dümmste Gesicht auf, das ihm zur Verfügung stand. Diese Möglichkeit, daß sich zwischen Hedwig Anorred und Thomas Hauschild etwas anspannt, hatte er noch gar nicht in Erwägung gezogen. Und er schaute verblüfft hinüber und nickte langsam. Allem Anschein nach hatten die beiden wirklich etwas miteinander!

„Den Kerl werd ich austreten!“ schnaubte Karl Zdurottschin und schickte den Kellner mit einer Flasche Sekt hinüber. Doch August Anorred duldete nicht, daß Hedwig das Präsent annahm, und schickte den Kellner wieder zurück.

„Weil du mich nicht vorgestellt hast!“ schnaubte Karl Zdurottschin, wütend über den Korb, den er sich geholt hatte, und kniffte Moritz Gassel in die Flanke. „Sofort gehn wir hinüber!“

„Die Tafel wird ja gleich aufgehoben,“ beschwichtigte ihn Moritz Gassel, der sich, gesättigt, wieder mit seiner weiteren Umgebung zu beschäftigen begann. „Dann macht sich das ganz von selbst.“

Doch diese Prophezeiung war verfehlt. Erst erschienen noch ein paar Spatzvögel, die die neuesten Couplets zum besten gaben, und die sibile Gerichtsitzung, in der sich der Gesangsvereinschuster als Tenorist gebärdete.

„Alf!“ stöhnte Karl Zdurottschin und schob den Stuhl zurück.

Doch da kamen die drei Trinkgeldteller, einer für die Bedienung, der andere für die Küche und der dritte für die Musikanten. Moritz Gassel wurde dreißig Pfennig los, fünf Pfennig blieben ihm für eine Zigarre, und Karl Zdurottschin warf drei blanke Fünfmarkstücke, die er aus der Hosentasche zog, auf die Nickelstücke.

Jetzt hob der Oberförster die Tafel auf, indem er sich aufrehte und „Mahlzeit allerseits!“ rief.

Die Tische wurden entfernt, der Biffolo fuhr mit einem langen Besen über das Parkett, und die Stadtkapelle setzte mit einem flotten Walzer ein. Ehe Karl Zdurottschin, der seinen jüngsten Freund Moritz Gassel wieder unter den Arm gefaßt hatte, auf der andern Seite des Saales war, flog Hedwig mit einem jungen Forstgehilfen im Kreise herum. Die Mutter zog sich mit ein paar Freundinnen in eine

Riſche zurück, und August Knorred ging ins Nebenzimmer, wo die Zigarrenkisten und die Spieltische standen.

Karl Zdurotſchin hatte erſtlich Feuer gefangen und ließ Moriz Gassel nicht mehr los. Mit funkelnden Blicken verfolgte er Hedwig, die immer aus einem Arm in den andern ſlog. Auch mit Thomas Hauſchild tanzte ſie. Karl Zdurotſchin knurrte vor Grimm. Moriz Gassel, der ſich nicht von ihm freimachen konnte, bekam es nun auch in die Füße. Zum Glück erſchien der Oberförſter und teilte ihm mit, daß er ſeinen Verpflichtungen nachkommen müſſe. Schnell eilte er auf die vier Oberförſterstöchter zu, die weiß, roſa, roſa, weiß in einer Reihe ſaßen, und engagierte die jüngſte. Doch ſchon nach zehn Schritten wußte ſie, woran ſie war, und dankte höflich für dieſe Art von Walzer. Moriz Gassel machte bei den drei andern die gleiche Erfahrung. Alle brüllte plötzlich der Schuh. Aber eine Minute ſpäter tanzten ſie ſchon wieder. Er fand das etwas ſonderbar, ſpielte den Beleidigten und ſtellte ſich abſeits an eine Säule. Aergerlich ſah er auf das feſtliche Gewühl herunter. In die ſanften Farben der Mädchenkleider miſchten ſich das kräftige, friſche Grün der Förſteruniformen, das feierliche Dunkel der Inſpektorfräcke und das tiefe Kohlrabenschwarz der Lehrerröde. Karl Zdurotſchin hatte ſich groſsend in eine Ecke zurückgezogen. Der Oberförſter half ihm beim Zechen.

„Kochalte!“ ſprach plötzlich Karl Zdurotſchin und machte ein entſchloſſenes Geſicht. „Ich werde mich verheiraten!“

„Das machſt du recht!“ ſchrie der Grünrod begeistert.

„Was meinteſt du, ob ſie mich wohl nimmt?“

„Spaß! Du haſt doch drei Millionen oder vier.“

„Nu ja!“ ſprach Karl Zdurotſchin ſelbſtbewußt. „Ich kann mir's eigentlich leiſten.“

„Das will ich meinen!“

„Wie alt ſiehſt du aus?“

„Vierzig!“ ſchmur der Oberförſter, ohne ſich zu beſinnen.

„Aber ich ſchlepp den Fuß ein bißel nach!“

„Das merkt man kaum!“

„Nu, ja, ja!“ pflichtete ihm Karl Zdurotſchin bei. „Das iſt ja auch kein angeborener Fehler. Ich bin bloß durch die Schiffsleute gefallen, und die verdammten Kurpfuſcher in Odeſſa haben mich ſchlecht zuſammengeſtickt. So was vererbt ſich doch nicht!“

„Nein!“ lachte der Oberförſter aus vollem Haſe. „Da ſei ohne Sorge.“

„Mir iſt ſo,“ ſprach Karl Zdurotſchin ſehr langſam, „mir iſt ſo, als ob ich mein Teſtament doch noch ändern muß.“

Dann verſank er in tiefeſes Brüten. Der Oberförſter ließ einen neuen Sektpropfen knallen.

„Wenn ſie mich aber nicht nimmt!“ ſtöhnte Karl Zdurotſchin plötzlich auf.

„Proſt, Karlemann! Dich nimmt jede! Unbeſehen! Sei kein Frosch und laß den Kopf nicht hängen. Proſt!“

Und Karl Zdurotſchin trank und ſaßte wieder Hoffnung.

„Welche wiſtſt du haben?“ fragte der Grünrod liſtig.

„Von deinen vier Graſhüpfern keinen!“ ſchnaubte ihn Karl Zdurotſchin an.

Der Oberförſter trank ſchnell den Reſt aus und ging ſchwer beleidigt davon. Unabläſſig ſchweiften Karl Zdurotſchins Blicke im Kreiſe, Hedwig tanzte noch immer, aber ſie hatte einen ſchlechten Tänzer. Sie verzichtete bald und ließ ſich an ihren Platz zurückführen. Moriz Gassel fuhr wie ein Bliß durch den Saal und verbeugte ſich. Lächelnd nahm ſie ſeinen Arm.

„Walzer?“ fragte er unſicher und verſuchte ein paar Schritte.

„Gewiß!“ lachte ſie und ſaßte ihn etwas feſter, um ihn in Takt zu bringen. Doch es war verlorne Mühe. Moriz Gassel war eben kein Walzertänzer. Endlich gab ſie es auf und blieb ſtehen.

„Ach, Herr Gassel!“ flüſterte ſie leiſe, und in ihrem weichen Blick lag beinahe etwas Bärtliches. „Sie können ja gar nicht Walzer tanzen!“

„Ja!“ ſprach er betrübt. „Es ſcheint mir auch ſo.“

„Kommen Sie,“ ſagte ſie und ſaßte ihn unter den Arm. „Wir ſpazieren ein bißel herum.“

Damit war er gerne einverſtanden, und ſie ſuchten ſich aus dem Tanzgewühl einen Weg in die Mitte des Saales. Da blieben ſie ſtehen, grade unter dem Kronleuchter.

„Wie kommen Sie denn zu dem dort drüben?“ Damit

meinte ſie Karl Zdurotſchin, der einſam in der Ecke hoſte und unverwandt herüberſtarrte.

„Ganz zufällig!“ entſchuldigte ſich Moriz Gassel und wurde rot. „Er iſt ein bißchen knobig, aber ein ganz nobler Kerl.“

„So?“ fragte ſie überrascht und ſchaute blißſchnell hinüber. Da aber Karl Zdurotſchin dieſen Blick auffing und ſofort unruhig wurde, ſtieh ihr das Blut in die Schläfen. „Iſt er wirklich ſo reich?“

„Es ſieht ſo aus!“ erwiderte Moriz Gassel vorſichtig. „Er wohnt ſchon ſechs Jahre hier im Hotel und hat die Taſchen voll Fünſmarkſtücke.“

„Wie alt iſt er denn?“

„Ueber fünfzig!“ meinte Moriz Gassel argloſ. „Er ſieht ein bißel wild aus, iſt aber ein herzenguter Kerl. Soll ich ihn vorſtellen?“

„Ach ja!“ antwortete ſie ſchnell. „Ich möcht ihn ſchon kennen lernen. Wenn er ſo reich iſt, dann kann man ihm ja ſagen, daß er dem Herrn Baron was abgeben ſoll.“

„Gehe!“ lachte Moriz Gassel aufrichtig. „Das wird er wohl nicht tun. Und der Herr Baron von Winkelberg wird ſich von Karl Zdurotſchin ſchon nichts ſchenken laſſen!“

„So mein ich's nicht!“ flüſterte ſie eifrig. „Er ſoll das Geld nur hergeben für Bartenſtein und Leviſohn. Damit der Herr Baron von den beiden loſkommt.“

„Das iſt doch eins,“ warf Moriz Gassel ein. „Dann ſieh er eben bei Karl Zdurotſchin feſt.“

„Aber wenn er doch ſo ein guter Menſch iſt!“ flüſterte ſie dringend.

Da bot er ihr höflich den Arm und führte ſie zu Karl Zdurotſchin hinüber. Der erhob ſich langſam, als ſich die beiden näherten. Zulezt nahm er die Hände zu Hilfe, mit denen er den ſchweren Oberkörper auf die Tiſchplatte ſtühte. Moriz Gassel ſtellte vor. Karl Zdurotſchin ſtreckte die rechte Hand aus, und Hedwig berührte ſie für einen Augenblick mit den Fingerspitzen.

„Fräulein Knorred!“ ſchnaubte Karl Zdurotſchin, als wär er ganz von Atem. „Fräulein Hedwig, Sie ſind die Schönſte!“

„Danke für das Kompliment!“ lachte ſie leſt. „Das ſagt man jeder Dame.“

„Aber ich nicht!“ rief Karl Zdurotſchin und richtete ſich zur ganzen Größe auf.

„Das kann ich bezeugen!“ ſprach Moriz Gassel, der ſich nicht ganz in den Hintergrund drängen laſſen wollte.

„Sind Sie wirklich ſo reich, Herr Zdurotſchin?“ fragte ſie ruhig.

„Es geht an!“ ſtöhnte er zufrieden. „Ich bin der reichſte Mann von Zdurotſchin.“

„Wieviel haben Sie denn?“

„Ich hab genug!“ wich er geſchickt aus.

„Es muß doch ein ſchönes Gefühl ſein,“ ſprach ſie anerkennend.

„Das iſt es!“ rief er und warf ſich in die Bruſt. „Ich kann mir alles leiſten!“

„Wollen Sie uns nicht einmal beſuchen?“ fragte ſie hinterliſtig.

„Morgen!“ ſchrie er begeistert und bekam einen puter-roten Kopf.

„Das iſt nicht nötig!“ dämpfte ſie ſeinen Mut. „So um Pfingſten, wenn alles grün iſt. Jetzt iſt in Briſtawe nichts los.“

„Himmelfahrt!“ rief Karl Zdurotſchin, um wenigſtens etwas herauszuſchlagen.

„Meinethalben,“ lachte ſie. „Dann kommen Sie aber um den Pfingſtuchen.“

„Ich komme!“ rief Karl Zdurotſchin und ſchnaubte ſtark.

„Auf Wiederſehen!“ ſprach ſie und reichte ihm die Fingerspitzen. Sein Geſicht glänzte.

Moriz Gassel brachte ſie an ihren Platz zurück. Dann fand er ſich wieder bei Karl Zdurotſchin ein.

(Fortſetzung folgt.)

Die Mundharmonika.

Von Waldemar Bonsels.

Als die erſten wärmeren Strahlen der Februarſonne in Annetens Dachkammer fielen und draußen die Sperlinge im Taſchnee ſchrieen, öffnete das junge Mädchen das Fenſter, nahm die kleine Zauberin an ihre Lippen und bliß eine Melodie darauf,

faßt wie sie ihr in den Sinn kam. Weder diese Melodie noch die flehete Mundharmonika waren etwas Außerordentliches, doch ein Instrument erhält man überall für ein paar Groschen, und gebildete Leute hätten wahrlich ein für die Melodie auch nicht viel mehr gegeben. Das muß hier gesagt sein, damit niemand glaubt, es handelte sich um etwas Besonderes.

Es muß alles zusammengekommen sein, daß von diesen paar Tönen eine Wirkung ausging, die Lippen des Mädchens, ihr goldenes Haar, die Augen darunter, blauer als der Himmel über den Dächern und die Stimmen der Sperlinge, die irgend etwas vom Frühling in ihrem Ton hatten, etwas von offenen Fenstern und warmen Luftzügen. Sicher ist, daß alles um vieles hoffnungsvoller und feierlicher erschien, niemand empfand dies deutlicher als Annelieses Freund, der Dichter, der im Zimmer saß und ihrem Spiel zuhörte und ihre feine Gestalt betrachtete, wie der Morgen-sonnenschein einen Uferstrand um ihr Haar und um ihre Schultern legte.

Das ist eine Sache, solch eine Mundharmonika, dachte er und nahm das Instrument und schob es in die Tasche, als das Mädchen mit ihrem Spiel aufhörte. Sicher glaubte er, damit alles mitzunehmen, was er jedoch erblickt hatte.

„Willst Du sie haben?“ fragte ihn Anneliese, und als er nickte, freute sie sich darüber, ihrem Freund ein Geschenk gemacht zu haben, sie hatte schon lange die Empfindung, noch niemals etwas Rechtliches gegeben zu haben, wie es Leuten vorkommen kann, die in der Unschuld ihres Reichthums nicht ahnen, daß sie auch ohne Beschenke das ganze Glück eines anderen ausmachen.

Der junge Mann mußte am gleichen Tage die Stadt verlassen und bestieg in der Abenddämmerung einen Zug, der an die Grenze fuhr und voller Soldaten war, die ins Feld hinaus sollten. Er hatte über vielerlei Beschäftigungen des Tages die kleine Mundharmonika vergessen, aber als er nun, da der Zug sich in Bewegung setzte, nach seinem Feuerzeug suchte, um seine Pfeife anzuzünden, fühlte er einen harten Gegenstand in seiner Tasche und zog ihn heraus. Das trübe Licht des Eisenbahnwagens spiegelte sich in dem billigen Blech, die Lackfarbe der Holzleiste war schon etwas brüchig. Mein Gott, dachte er, was soll ich mit dem Ding? Solch eine Harmonika muß im Besitz eines Menschen sein, der darauf spielen kann. Hierin hatte er recht, denn er war unmusikalisch, und wie die meisten Dichter mit Angelegenheiten beschäftigt, die ganz erheblich über eine Mundharmonika hinausgingen.

So wandte er sich an einen kärtigen Landsturmmann, der ihm gegenüber in einer Ecke lehnte, und hielt ihm das Instrument hin.

„Vielleicht können Sie es brauchen, oder irgend jemand...“ fragte er, nicht ohne Befangenheit und etwas schüchtern, wie man es bei Dichtern zuweilen findet, ohne daß man deshalb allzurasch auf Bescheidenheit schließen darf. Aber der Landsturmmann sah nur die Mundharmonika, griff ohne viel Umstände zu, lächelte herablassend und sagte:

„Gieb nur her.“ Wer nähme nicht gern eine Tasche voll Musik?

Er setzte sie gleich an seine Lippen, so daß sein struppiger Bart sie fast ganz verdeckte, wie See gras eine Strandmuschel. Wie die Töne, die unter seiner Hand hervordrangten, waren alles andere als rau, es waren ein wenig wehmütige, aber feine und süße Klänge eines Volksliedes, und unter ihnen füllte sich der unwirtliche Raum mit seinen kahlen Wänden mit einer seltsamen Feierlichkeit. Niemand sprach mehr laut, sogar ein alter Herr, der eigentlich in der zweiten Klasse hatte fahren wollen, ließ seine Zeitung sinken und schaute über seine Brille auf den Kanonier, der Mundharmonika blies. Draußen zog in gelinder Eile das schlummernde Land in der Dämmerung vorüber und es waren nicht mehr, wie eben noch, Äder, Wiesen und Wälder, sondern es war das Vaterland. Besonders die Soldaten dachten es, als die kleine Zauberin ihre Stimme erschallen ließ, Seltiam, sogar der eintönige Takt der Räder auf den Schienen schien sich der Melodie anpassen zu wollen. Alle sahen einander freundlicher an und die Gedanken der Menschen, die in den Krieg hinaus mußten, wanderten ihrem Ziele in einer ganz neuen Erbodenheit entgegen. Ihr Gesicht erschien ihnen gut und ihr Los voller Ehren.

Nun hielt der Zug, und der Landsturmmann nahm das Instrument vom Mund. Es war, als würden bunte Bilder ringsumher ausgelöscht und man merkte, wie trüb die Lampen in dem engen Wagen brannten. Draußen zog nun auch schon die Nacht herauf. Der Herr, der sich im letzten Augenblick doch für die dritte Klasse entschlossen hatte, räusperte sich und packte ein Butterbrot aus.

Der alte Soldat wickelte sein Instrument am Rad ab, wie Kinder es mit einem angebliesenen Apfel machen, der in den Straßentaub gefallen ist, und schob es in seinen Rucksack. „Besten Dank“, sagte er zum Dichter, der es leider nicht hörte, weil seine Gedanken bei dem offenen Fenster einer Dachkammer weilt, bei den schreienden Sperlingen und beim Glanz der Morgensonne. Nun ja, jetzt hatte er sie fortgegeben, die Harmonika. „Bitte“, sagte er nachträglich, denn ihm war, als habe er vorher etwas wie ein Dankeswort gehört.

Aber die Mundharmonika blieb nicht lange im Besitz des alten Soldaten, er schenkte sie eines Tages draußen im Feld einem Blutungen Infanteristen, der von der Schule fort in den Krieg gestürzt war, als hinge das Heil des ganzen Reichs von den Taten

seiner jungen Seele ab. Ich muß erwähnen, daß bereits einer der tiefen Töne des Instrumentes völlig veriaate, weil der alte Kanonier, besonders wenn er einen Marsch blies, viel zu entschieden vorgegangen war. Es sind nun einmal Barbaren, diese Deutschen.

Aber das Hauberreich des kleinen Instrumentes nahm von diesem Tage ab an Macht zu, es schien, als verbande sich sein Weg in den Krieg mit der Absicht einer heimlichen Güte, dies muß gesagt werden, denn eigentlich handelt es sich hier nur um die Schicksale der Mundharmonika. Es war wunderbar, wie ihre singende Seele nun in den Gemütern der Männer im Schützengraben und hinter den Festungswällen Gestalten und Bilder hervorzauberte, die ihren Wert und die unscheinbare Schönheit ihres Klangs weit übertrafen. In jedem Gemüt war es ein anderes Bild, die Soldaten sahen alles, was sie liebten und zurückgelassen hatten, Wälder und Städte tauchten auf, laute Straßen und heimliche Stuben, sonnige Wege am Fluß und stille Dörfer in den Bergen. Auch waren es blonde, fürmische Kindertöpfe, oder die verweinten Angefichter mütterlicher Frauen. Und die Soldaten begriffen, daß die Trauer in diesen Zügen ihr ganzes Glück war. Einmal blieb sogar ein Offizier stehen und lauschte. „Es ist etwas Eigenes um die Musik“, meinte er, und das will viel heißen, wenn ein Offizier es sagt.

Jedoch das Geschick fügte es, daß der neue Besitzer der Mundharmonika bei einem Sturmangriff gegen die verhassten Stellung des Feindes fiel. Er wurde am Morgen an einem Waldhang gefunden, die Hände um das Gewehr und die Stirn im Moos. Das ist das Los der Tapferen, die für ihr Land kämpfen und sie hätten ihn ruhig zu den gestorbenen Brüdern seiner Ehre gebettet, wenn nicht ein Kamerad gerufen hätte:

„Das ist ja Michael, der gespielt hat.“

Und über der Erinnerung an das kleine Instrument zögerten die Kameraden, die ihn aufhoben, einen Augenblick und sie schienen auf eigene Weise zu begreifen, daß diese verblühten Lippen sich niemals mehr öffnen sollten. Einer von ihnen dachte: Wer hofft in der Heimat wohl, daß dieser Mund ihm wieder entgegenläßt, wenn wird es das Herz brechen, daß er verstummt ist?

„Wo hat er denn die Harmonika?“ fragte einer, aber ein anderer meinte, die müsse man ihm lassen. So ließ man sie ihm, und sie kam mit dem Foten unter den Rasen. Schließlich veriaate ja obnehin ein Ton, wenn es auch einer von den tiefen war, die man bei den alltäglichen Melodien für gewöhnlich nicht braucht.

Die Hagebutte.

Eine hauswirtschaftliche Kriegsplauderei.

Von L. Malten.

Seitdem wir in so vielen Dingen, die das Küchenreich beherrschen, auf Neues gestossen sind, ist es nicht zuletzt der Heimathoden, dem wir vieles abgewinnen, — woran wir sonst machtlos — oder nicht besonders achtungsvoll vorübergehen. Unter diesen Neuerungen dürfte die Hagebutte in mancher Hausfrauen Kochtopf Ueberreichungen bieten, die sie den kleinen gelbrotten Kerpelchen garnicht zugetraut hätte.

Dft steht es draußen am Feldrain oder an Bergabhängen, wenn schon der Wintersturm um seine dornigen Zweige heult, und trotz mit feuerrotem Kopf gegen Hagel und Schnee. Keiner kümmert sich drum. Ein paar alte Mütterchen pflücken sie hier und dort, wo sie leicht erreichbar sind, und stoßen ihnen in langen Winterabenden, wo die Gartenarbeit ruht, mit einem harten Federkiel die haarigen Kerne aus dem rotgelben Leibe, legen die Hütel zum Trocknen auf die Herbspalte und bringen sie in den Handel. Der Apotheker kauft sie. Als Tee aufgebriht ist es ein gutes heissames Getränk. Sonst finden die Fruchtden nicht viel Liebhaber. Und doch sind sie nicht nur heissam und zu jeder Zeit bekömmlich für den Organismus, sondern auch aromatisch und erfrischend, wenn sie gut zubereitet werden.

Die getrocknete Frucht gibt nicht nur den heissamen Tee, der die Nieren heilt und reinigt, sondern auch ein erfrischendes Sommergetränk. Dazu werden die Früchte, die sehr aufgehen und ausgiebig sind, 24 Stunden in kaltem Wasser eingeweicht, nachdem sie selbstverständlich ziemlich oft heiß und kalt gewaschen wurden. Mit dem obigen Wasser werden sie unter Verigabe von feingeschüttelter Zitronen- und Apfelsimonschale, etwas Zitronensaft, wenig Zimt und Nellen sowie viel Zucker (1 Tassenlopf voll auf ein Achtel Pfund getrockneter Früchte) aufs Feuer gesetzt und gut durchgeloht. Dann wird die Masse durch ein Sieb gerührt und erkalten gelassen. Man mischt sie mit Wasser oder halb Wasser halb Rotwein, was besonders fein schmeckt, auch der billige Apfelwein gibt eine schöne Mischung damit. Im Sommer auf Eis gekühlt ein geundes und wohlschmeckendes Getränk.

Als Kompott ist zu empfehlen, die Früchte kürzer einzuschmoren und sofort ein Glas Rot- oder Apfelwein hinzuzufügen. Neuester gut schmeckt es, wenn einige gedörrte kalifornische Aprikosen mit eingeweiht und dann durchgeschmort werden. Sie lassen den Zitronensaft und die sonstigen Gewürze ebenso dem Weinzufluß entbehren.

Am schönsten in der Farbe und besonders aromatisch ist die Narmelade aus frischen Hagebutten zubereitet, die sich besonders zur Füllung bei der Kuchen- und Tortendekorei verwenden läßt.

Dazu werden die Früchte von den Kernen befreit, vorher sauber mit einem trocknen Leinentuch abgewischt, damit sie die Stacheln verlieren, und auf einem Brett breit ausgelegt. Man stellt sie an einen kühlen Ort, am besten in den Keller, und läßt sie solange dort stehen, bis sie weich sind, aber nicht faulen. Daraus werden sie ohne Anwendung von Wasser oder irgend einer Feuchtigkeit durch ein Sieb gesiebt. Dann wiegt man die Masse, läutert Zucker Pfund zu Pfund bis zum ersten Grade und schüttet den kochenden Zucker über die durchgesiebene Dagebutten. Man rührt man so lange, bis sich Frucht und Zucker gut verbunden haben, fällt die Marmelade in gut gereinigte und geschwefelte Mäßer und bindet sie mit Pergament zu. Diese Marmelade ist unbegrenzt haltbar.

Eine sehr feine Beigabe zu Wild- und anderen Braten ist eine süße Konserve von Dagebutten, die sich ebenfalls als äußerst haltbar erwiesen hat: Man läutert den Zucker, indem man ihn mit feinem Weinessig befeuchtet und läßt nach dem Abschäumen auf Pfund folgende Gewürze mit durchlöcher: 3 Kesseln, eine Kirschenzuckerblänge Bimt und ein weißes Pfefferkorn, in dieser Masse wird die gut gereinigte Menge Frucht — wieder Pfund zu Pfund — hineingeschüttet und zwei- bis dreimal aufgekocht. Die Früchte müssen nach dem Waschen beinahe wieder trocken sein, es empfiehlt sich, sie, nachdem sie abgetropft sind, auf ein großes Leinentuch zu schütten, das die Feuchtigkeit an sich zieht.

Dieses Kompott ist bei Derrereien sehr beliebt.

Alle diese Rezepte sind nicht kostspielig, und da wir mit dem Zucker nicht zu sparen brauchen, sondern ihn vielmehr als Ersatz für manchen knappen Vorrat gebrauchen sollen, haben wir keine Ausrede... ziehen uns tapfer feste Handschuhe über die gepflogten Finger, sammeln in der Sommerfrische, kurz bevor wir heimwärts wandern, die schönen gelbten Dagebutten von den dortiger Pflanzensammlern und puzen sie womöglich noch draußen auf dem Lande sauber.

Wenn wir dann wieder am heimatischen Herd angekommen sind, bleibt uns nur die saubere gute Arbeit zu tun übrig — und sie lohnt.

Viele Hausfrauen hörte ich Entsetzensrufe ausstoßen, als ich auf dem Markt die verachteten Dagebutten für verhältnismäßig billiges Geld erkaufte — weil sie keiner wollte... „Ach diese Arbeit diese Puhlerei!“ Wie sonderbar doch die Frauen mitunter sind: Sie neigen an schwierigen Handarbeiten, sie stopfen, nähen, sticken und finden es selbstverständlich. Aber wenn es sich darum handelt, die Speisekammer für den Winter zu räumen, schelten sie über Zeitverschwendung. „Das kann man ja alles viel billiger und einfacher haben. Wozu sind die Konservefabriken da?“

Allen Respekt vor diesen ganz vorzüglichen und zweckmäßigen Einrichtungen, aber die gefasste Obstkonserve ist gegen die selbstgemachte doch nur ein guter Befehl. Wer Zeit hat, d. h. weissen Beruf die Hauswirtschaft ist, der sollte sich doch zur Selbstbereitung entschließen...

Und die anderen Hausfrauen... ich kenne recht viele Künstlerinnen und sonstige Berufsfrauen, auch Damen der Gesellschaft, die über Köchin und Hausmädchen verfügen, denen die Einmacherei eine erfrischende Abwechslung bedeutet und die sich den Stolz der selbstverforgten Speisekammer nicht nehmen lassen. Umso mehr jetzt, wo sparen und wieder sparen obenan steht; denn was wir Frauen erhalten können, das soll hinaus ins Feld, soll denen zu gute kommen, die die schwersten Lasten auf sich nehmen — unseren tapferen heldenmütigen Männern. Schützen sie des Landes Grenzen, laßt uns den Herd des Hauses bewachen und pflegen, da wir doch nicht weiter reichen können mit unserer Kraft.

Vermischtes.

* Die Dame in Weiß. Schon seit einer Reihe von Jahren ist Weiß eine besonders bevorzugte Farbe der Sommermode gewesen. In diesem Jahre aber wird die weiße Farbe in der Sommermode vollständig triumphieren, und die Geschäfte haben sich bereits in Rechnung auf die allgemeine Vorliebe für Weiß, wie das Fachblatt „Der Konfektionär“ berichtet, eine überaus reiche Auswahl in weißen Sachen geschaffen. Weiße Kleider, sei es in Wasch- oder anderem Stoff, weiße Blusen, weiße Sporttröcke, weiße Schuhe und Strümpfe, weiße Hüte, weiße Garnituren, allen voran die abwechselungsreichen Tragengarnituren, werden in allen erdenklichen Ausführungen und Preislagen angeboten. Schon in den jüngsten warmen Tagen, die den Sommer einleiteten, boten Straßen und Ausflugsorte vielfach, soweit die Damenwelt in Betracht kam, ein Bild in Weiß. Doch ist dabei für Abwechslung schon gesorgt. Hier und da tauchen winzige schwarze oder bunte Pünktchen in dem zartweißen Stoffe auf, das schwarze Samtbandchen, das sich um den Hals oder den hochgestellten Kragen schlingt, ist fast überall zu sehen, und gerade solche kleine Abwechslungen beleben das Bild und betonen die jugendliche und aufsteigende Note der weißen Kleidung noch mehr.

* Benedel vor dem italienischen Kriege 1866. Es war einige Zeit vor dem Ausbruch der österreichisch-italienischen Feindseligkeiten vor nahe einem halben Jahrhundert, die Beziehungen zum Plagen gespannt, da kam Kaiser Franz Josef nach Verona,

wo damals Benedel das Kommando führte. Der Kaiser hielt auf der Piazza d'Armi eine große Parade ab. Ein ganzes Armeekorps stand dicht massiert in drei Treffen aufgestellt; der Kaiser vor der Mitte, das Brechen der Fronten zur Defilierung erwartend. In dem Augenblicke nun, da jedermann denkt, jetzt werde das Kommando erfolgen, kommt plötzlich Benedel herangefrenzt, parkert scharf vor dem Monarchen und spricht, dreimal den Säbel schlenkend, mit weihem schallender Stimme: „Gestatten Eure Majestät, das ist, aus der dem Soldaten gebotenen klammen Zurückhaltung herausretend, im Namen der zweiten Armee die Erklärung abzugeben: Wir gehören Eure Majestät zu eigen! Befehlen Allerhöchstdieselben, und wir werden alle, wie wir sind, Mann für Mann, für Euer Majestät unseren letzten Blutstropfen hergeben. Dies schwören wir freudig und freiwillig in diesem feierlichen Augenblicke, auf diesem von österreichischem Blute so oft gedüngten Boden! Euer Majestät sollen leben hoch, hoch, hoch!“ Er schwang den Hut mit dem grünen Federbusch und im selben Augenblicke erhob sich aus den Schlachtlinien ein fünfzigtausendstimmiges Wivat, Eisen und Holz, ein Jubelgeschrei, wie es jene Felder niemals vordem gehört, ein Ungewitter der Begeisterung. Die Fahnen stiegen, fünfzehn Regimentsbanden schlugen an, die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten den Generalmarsch. Die darauf folgende Defilierung ging wie im Laufe vor sich, und noch tagelang gitterte jener plötzliche und starke Pulsschlag in allen Herzen nach. Ähnlich wie damals ist wohl auch die Begeisterung heute. Auch heute würden die tapferen Oesterreicher begeisterungsvoll versichern, daß sie „den letzten Blutstropfen hergeben“, wenn's nötig ist.

Die Mückenhaube des japanischen Soldaten. Die Mückenplage ist in diesem Jahre bereits in sehr starkem Maße aufgetreten, und es ist daher zu befürchten, daß im kommenden Sommer auch unsere Soldaten sehr darunter zu leiden haben werden, wie es bereits in dem vorigen der Fall war. Auch der Kaiser „Tempo“ beschäftigt sich mit dieser Frage, und er macht dabei auf die Mittelungen aufmerksam, die der französische Oberstabsarzt Matignon, der während des russisch-japanischen Krieges bei dem japanischen Heere weilte, über die weitgehenden Vorkehrungsmassregeln bei diesem Heer gemacht hat. Man hatte eine Art Mückenhaube hergerichtet, die in der Ausrüstung eines Soldaten fehlte. Es handelte sich für die Japaner in erster Linie um die Bekämpfung des Sumpfsiebers, und man suchte der Uebertragung desselben durch die Mücken vorzubeugen. In allen Lörtern, wo die Truppen einige Zeit weilen mußten, wurde das sumpfige Gelände entwässert, das Austrocknen der stehenden Wasserpfützen wurde von Soldaten oder von chinesischen Kulis ausgeführt. Die Fenster der bewohnten Häuser waren fast immer mit Gaze verhängen, die am Fensterrahmen befestigt waren. Vor den Zimmertüren waren Täden ausgebreitet. Endlich war jeder Soldat oder Offizier mit einem kleinen Mückennetz versehen, das den Kopf gegen die Stiche schützte. Dieser Schutz für den Kopf ist ein japanischeres Stück aus gewöhnlicher grüner Gaze, der von zwei leichten stählernen Ringen und von einer Spirale von gleichem Metall gehalten wird. Die Ringe haben einen Durchmesser von 25 cm. Der obere Teil des Netzes wird durch ein Stück Gaze geschlossen, die über den oberen Ring gespannt ist, der untere Teil ist offen, um das Durchfließen des Kopfes zu ermöglichen. Am unteren Ring ist eine 20 cm lange Pölse aus Leinwand, die mittels einer Schnur am Halse zugezogen werden kann. Der Kopf wird in dieser Mückenhaube nicht in seinen Bewegungen gehindert und kann daher Tag und Nacht getragen werden. Der Apparat fällt sich von selbst zusammen und wird durch zwei Knöpfe in dieser Lage gehalten. So zusammengelegt ist das Mückennetz nur 13 cm hoch; sein Gewicht beträgt nicht mehr als 50 g.

Charade.

Ward die etwas Liebes entrisfen,
So fühlst du die ersten zret;
Doch kann man nicht überall wissen,
Wem wirklich es ernst darum sei.
Ein Labial für Deinesgleichen
Und Nahrung für manches Tier,
Sie länden in wenigen Zeichen
Sich deutlich durch drei und vier.
Das Ganze zählt zu den Bäumen
Und schaut gar wehmütig drein,
Als wär es betangen in Träumen
Von Tränen und Abschiedsdein. (Aussl. in nächst. Nr.)

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:

Das Spiel geht verloren; Vorhand hatte: pZ, pK, pS, pT, oK, oS, oT, carD, carS, car8 und Hinterhand den Rest. Gang des Spieles:

1. B. p7	M. pA	S. carB	= - 13.
2. S. tr7	B. car8	M. trA.	
3. M. oA	S. o9	B. o7.	
4. M. oD	B. oZ	B. oK	= - 17.
5. S. tr8	B. carD	M. trZ.	
6. M. p9	S. trK	B. pZ	= - 14.
7. B. pK	M. pD	S. carZ	= - 17.

Sa. = 61 Augen.